

Inhaltsverzeichnis

Peter-Arnold MUMM: Einleitung.....	3
Joanna BIALEK: Erneuerbare Wörter: Alttibetischer Wortschatz im neuen kulturellen Umfeld. Sprachwandel durch Übersetzungskultur.....	23
Steffen DÖLL: Dasselbe mit denselben Worten? Aspekte der japanischen Lesung, Schreibung und Übersetzung chinesischer Texte.....	45
Ernst HELLGARDT: Hieronymus und die Folgen: Probleme des Übersetzens im Mittelalter. Hieronymus, Brief 57 (<i>De optimo genere interpretandi</i>)	72
Martin LEHNERT: Zur Übersetzung buddhistischer Schriften in das Chinesische: Organisatorische und hermeneutische Aspekte von Verbindlichkeit	108
Sebastian POSTLEP / Jochen HAFNER: Comic-Sprache, Übersetzung, Sprachgeschichte. Ein Plädoyer für die Integration von Comics in die historische Sprachwissenschaft.....	139
Daniel POTTHAST: Translations of Arabic Diplomatic Letters in the Aragonese Chancery	166
Yola SCHMITZ: <i>Paradise Lost</i> in Translation	187
Johannes SCHNEIDER: Wörtlichkeit, Verständlichkeit, Vollständigkeit: Zur Wiedergabe von Synonymen in tibetischen Übersetzungen aus dem Sanskrit.....	202

Einleitung¹

Peter-Arnold MUMM

*Bedenklich stimmt bei diesen Angaben die Übersetzung „Straße“,
da es bei den Selkuppen keine Straßen gibt.*

(Hartmut KATZ, *Kleine Schriften*, Bremen 2007: 222)

1. Übersetzung und historische Sprachwissenschaft

Historische Sprachwissenschaften befassen sich mit Sprachen in ihren realen Existenzbedingungen. Dazu gehören die Lebensbedingungen der Sprechergemeinschaften, die Spezifika ihrer Kultur, die wechselseitige Durchdringung der Sprachen im Sprachkontakt und die Spuren, die Übersetzungen in ihnen hinterlassen haben. Linguisten, die aus dem engen Kreis ihres strukturalistischen Kerngeschäfts heraustreten und die Sprachen, ob als Feldforscher oder Philologen, in ihrer pragmatischen, kulturellen und historischen Einbettung untersuchen, sind unweigerlich auch Übersetzer.

1.1. Wer die Bedeutungen von Wörtern, Phrasen und Konstruktionen einer Sprache untersucht, muss übersetzen. Er muss die Elemente in den Texten

¹ Diese Einleitung ist dem Andenken an Hans-Jürgen SASSE (†) gewidmet. — Für kritische Durchsicht, Ergänzungen und Korrekturen danke ich Joanna BIALEK, Catharina BUSJAN, Steffen DÖLL, Jochen HAFNER, Ernst HELLGARDT, Martin LEHNERT, Sebastian POSTLEP, Mariam SCHAMLU, Yola SCHMITZ und Johannes SCHNEIDER. Für entscheidende Hilfen bei Satz und Endredaktion des gesamten Bandes danke ich Wanda THEOBALD.

aufsuchen und ihre Rolle darin verstehen. Dafür muss er die Texte verstehen, und das heißt, sie in seine eigene Sprache übersetzen. Selbst wenn dies nur annäherungsweise gelingt — Textverständnis, mithin Übersetzung in die eigene Sprache, ist die Bedingung, ohne die es keine Wörterbücher, Grammatiken und Interlinearversionen gibt. Auch wer auf der Arbeit von Vorgängern aufbauen kann und deren Resultate nutzt, kann diese nur so korrigieren und präzisieren, dass er, mit ihrer anfänglichen Hilfe, die Texte von neuem übersetzt und in seinen Verständnishorizont einbaut.

Wer keine Grammatiker und Lexikographen als Vorgänger hat, findet mit etwas Glück Übersetzungen oder Übersetzungsvorlagen seines Texts, die ihm helfen, diesen in seine eigene Sprache zu übersetzen.

1.2. Die früheren Übersetzungen sind oft Ausdruck eines intensiven Sprach- und Kulturkontakts, durch den sich die Sprachen selbst gewandelt haben. Nicht nur einzelne Texte sind dann Übersetzungsprodukte, sondern Teile der Sprache selbst — angestoßen durch Kanzleien, Redaktionsstuben, Übersetzer-schulen, einzelne Dichter oder größere Bevölkerungsgruppen, deren Leben vom Nebeneinander mehrerer Sprachen geprägt ist.

Übersetzung ist also in jeder Hinsicht Voraussetzung und durchgängiger Bestandteil einer Sprachwissenschaft, die sich via Feldforschung oder Philologie den Sprachen in ihrer historischen Einbettung widmet.

2. Ziel dieses Bandes

Linguisten tun folglich gut daran, ihr gespaltenes Verhältnis, ihr „love-hate relationship“ (FAWCETT 1997, Vorwort) zur Übersetzungswissenschaft zu überwinden und das, was im Übersetzen geschieht, näher zu betrachten.

2.1. Dies war das Ziel des vom *Zentrum historische Sprachwissenschaften (Zhs)* im April 2014 abgehaltenen Symposiums „Sprache und Übersetzung“.² Leit-

² Einen Überblick über die gehaltenen Vorträge gibt RAMMINGER (2014). Der Beitrag von Jürgen FUCHSBAUER wird im Sammelband *Diachronic Slavonic Syntax: The Interplay between Internal Development, Language Contact and Metalinguistic Factors* (hg. von Björn HANSEN, Jasmina GRKOVIĆ-MAJOR und Barbara SONNENHAUSER) erscheinen.

gedanke der beteiligten Sprachwissenschaftler und Philologen an der Ludwig-Maximilians-Universität und der Bayerischen Akademie der Wissenschaften war, sich zu einer Selbstreflexion über den Stellenwert der Übersetzung in ihren jeweiligen Fächern zusammenzufinden und sich über die — nach Textgattung, Kultur und Epoche differierenden — Formen und Auffassungen von Übersetzung auszutauschen. Das Ziel war nicht normativ oder praktisch (s. u. 2.3), sondern deskriptiv (s. u. 3). Für die behandelten Gegenstände war dementsprechend kein thematischer oder methodischer Rahmen gesetzt. Zur Sprache kamen Übersetzungen literarischer Texte von „hoher“ bis „niedriger“ Ebene, religiöser Texte und politisch-ökonomischer Korrespondenzen. Der Blick richtete sich dabei auf Formen, Praxis und Methodik, soziale und kulturelle Einbettung, sprachliche Voraussetzungen und Folgen des Übersetzens. In Disziplinen gesprochen, waren literarisches Übersetzen, Hermeneutik, Kulturwissenschaft, Sozio- bzw. Varietätenlinguistik, Kontaktlinguistik, Bilingualismusforschung, Lexikologie und Sprachwandelforschung berührt.

Bei aller Breite der Gegenstände, Fragestellungen und Methoden haben sich Gemeinsamkeiten abgezeichnet, die im Folgenden herausgehoben werden sollen. Dabei ist keine Inhaltsangabe der Artikel dieses Bandes beabsichtigt und keine neue Theorie von Übersetzung. Es soll nur, in lockerer Systematik, ein Rahmen abgesteckt werden, der in den Beiträgen wiederkehrende grundlegende Gesichtspunkte zueinander ins Verhältnis setzt. Zunächst sei kurz das Motto *Dasselbe mit anderen Worten?* erläutert. Daran schließt sich der systematisierende Überblick an.

2.2. Das Motto *Dasselbe mit anderen Worten?* lehnt sich an ähnlich lautende Titel an³ und zielt auf das Problem der Äquivalenz.

2.2.1. Äquivalenz unterstellt einen bestimmten Gesichtspunkt, hinsichtlich dessen die Relata gleichwertig sind. Das mag der semantische Gehalt des Texts sein, der Nutzen für einen bestimmten Zweck, die behelnde, bekehrende oder unterhaltende Funktion für dieses oder jenes Publikum, die musikalische oder die anschauliche oder die intellektuell-spielerische Qualität des Textes

³ ADAMSON (2007), BAKER (1992) und (²2011), BIALYSTOK / HAKUTA (1994), ECO (2003), LEBEDEWA (2007).

(Melopoeia, Phanopoeia, Logopoeia [Ezra Pound]), seine Silbenzahl u. v. m. Welcher dieser Gesichtspunkte leitend wird, gegebenenfalls in Kombination mit welchen weiteren Gesichtspunkten, hängt von den Zweckbestimmungen ab.⁴

2.2.2. Schon bei der Anwendung eines einzigen Gesichtspunkts, *a fortiori* bei kombinierten Maßstäben, ist die Entscheidung, ob eine Übersetzung gelungen ist oder nicht, in der Regel keine einfache Ja-Nein-Frage, sondern eine Frage des Grades. Neben die qualitativen Gesichtspunkte der Äquivalenz tritt die Frage des Genauigkeitsmaßes.

Das Genauigkeitsmaß wird seinerseits wieder problematisch, wenn es verschiedene qualitative Maßstäbe gleichzeitig bedienen soll. Dann mag Unge nauigkeit hier durch Kreativität dort kompensiert und das Ganze als passable Genauigkeit eingestuft werden. Dementsprechend vielschichtig ist die Welt der von der Übersetzungswissenschaft aufgestellten Äquivalenzebenen.⁵

2.2.3. Sind die Maßstäbe nur streng genug, steht die Übersetzbarkeit von Texten — und damit die von Sprachen — überhaupt in Frage. Über der Arbeit des Übersetzers scheint dann der Fluch zu hängen, es nie richtig machen zu können, und der typologische Vergleich von Sprachen verliert in den Abgründen der linguistischen Relativität sein *tertium comparationis*.⁶

2.3. Um die Diskussion von Problemen der Unübersetzbarkeit und um die Suche nach optimalen Maßstäben und Verfahrensweisen für Übersetzung und typologischen Vergleich geht es im vorliegenden Band aber nicht. Son-

⁴ Vgl. DELISLE / WOODSWORTH (2012: 199) sowie hier unten Punkt 4.4.

⁵ Vgl. z. B. BAKER (²2011) passim; BAKER / SALDANHA s. v.; FAWCETT (1997: 53–63); ALICE LEAL in GAMBIER / VAN DORSLAER Bd. 3 (2012: 39–46); HATIM / MUNDAY (2004: 40–56); KOLLER (2004a) und (2004b); KREIN-KÜHLE in HOUSE (2014: 15–35); MUNDAY (²2008: 36–54); und insbesondere NEUBERT (2004).

⁶ Vgl. z. B. ŠVEJČER (2004). Weniger linguistisch als philosophisch ergiebig ist W. V. O. QUINES These von der Übersetzungsunbestimmtheit (vgl. z. B. Ontologische Relativität, Frankfurt/M. 2003: 64f.). Ein — später ins Englische übersetztes — philosophisches Wörterbuch unübersetzbarer Begriffe ist CASSIN (2004). Jüngere linguistische und psycholinguistische Publikationen zur sprachlichen Relativität sind z. B. GUMPERZ / LEVINSON (1996), NIEMEYER / DIRVEN (2000), WERLEN (2002), DEUTSCHER (2010), ATHANASOPOULOS et al. (2015).

dern es geht um die Beschreibung dessen, welche Formen von Übersetzung sich in verschiedenen Zeiten und Kulturen herausgebildet haben, wie die Übersetzer ihre Aufgabe gesehen haben, wie sie damit umgegangen sind und welche bleibenden Folgen dies gegebenenfalls für die Übersetzungstraditionen und für die Zielsprachen gehabt hat.

3. Überblick über den Band

3.1 *Dasselbe mit anderen Worten!* — Aufträge an die Übersetzer

Historisch-deskriptiv stellt sich die drohende Unmöglichkeit adäquater Übersetzung als ein Bündel von Anforderungen an den Übersetzer dar, und zwar von Anforderungen, die nicht seinem inneren Ethos entspringen, sondern von geistlichen und weltlichen Autoritäten aufgestellt sind und gegebenenfalls in handfester Weise geltend gemacht werden. Wenn Texte mit solchen Anforderungen verbunden und dementsprechend mit autoritativem Gültigkeitsanspruch ausgestattet sind, wollen sie diesen auch in der Übersetzung behalten; und wenn sie brisante Implikationen haben, tragen sie diese unweigerlich in die Übersetzung hinein. Je nach Autorität oder Brisanz des Originaltexts muss sich der Übersetzer unter Umständen mit nicht enden wollenden Skrupeln um Genauigkeit bemühen. Alle Bemühung um Äquivalenz steht und fällt mit dem Grad der der Übersetzung auferlegten Verbindlichkeit. Bei ephemeren Gebrauchstexten mag ein „Ungefähr“ genügen. Religiöse, juristische oder politische Autorität würde durch ein solches „Ungefähr“ untergraben.

Der Übersetzer solcher Texte kommt schnell in eine heikle Lage.⁷ Hieronymus, der Verfasser der Vulgata, hat seinen 57. Brief nicht aus rein akademischer Reflexionslust verfasst, sondern in einer persönlich bedrohlichen Situation, die ihn veranlasste, sich für seine Übersetzungsprinzipien zu rechtfertigen (Beitrag HELLGARDT).

Anders steht es, wenn zwar der Ausgangstext Autorität besitzt, die Zielsprache aber einer Kultur angehört, die andere Autoritäten kennt. Wenn lateinische

⁷ Zur Lage und Rolle des Übersetzers im Gefüge der Macht vgl. z. B. CRONIN (2003), BAKER (2006), SALAMAH-CARR (2007), ANGELELLI (2014).

oder katalanische Übersetzungen im späten Mittelalter und der frühen Neuzeit (Beitrag POTTHAST) die obligatorischen Titulaturen und Segensformeln arabischer Staatsbriefe fortlassen — sei es aus vorsätzlicher Missachtung, sei es aus dem Gedanken, sie seien informationsloser islamischer Zierat —, ist dies mehr als eine bloße Ungenauigkeit. Es ist die Tilgung der höchsten Autorisierungsinstanz. Der nachlässige Umgang mit dem Gesichtspunkt der kulturellen und pragmatischen Äquivalenz hängt direkt mit den Grenzen der Macht zusammen, aus der der Originaltext seinen Gültigkeitsanspruch bezieht.

Spiegelbildlich zu solchen Fällen, in denen der Originaltext seiner Dignität beraubt wird, sind Fälle, in denen die aufnehmende Kultur sich als dominanter Garant von Dignität sieht und auch zweifelhafte oder sogar offensichtlich gefälschte Originale durch den Übersetzungsimport adelt (Beitrag LEHNERT).

James MACPHERSON, der Autor des *Ossian*, hätte sich über solch eine Aufnahme gefreut. Sein Versuch, seiner Nation durch eine fingierte Übersetzung eine Nationalliteratur von historisch tief verwurzelter Dignität zu geben (Beitrag SCHMITZ), wäre in China vielleicht komplett durchgegangen.

Grundlage aller tieferen Äquivalenzbemühungen sind, das sollte hier gezeigt werden, (a) ein autoritativer Gültigkeitsanspruch des Originaltexts und (b) dessen Anerkennung im Umfeld des Zieltexts.

3.2. Lösungsstrategien zwischen Wörtlichkeit und exegetischem Kommentar

Wenn auf diese Weise die Forderung nach äquivalenter Übersetzung mit Gewicht versehen ist, schließt sich für den Übersetzer die Frage an, auf welchen Ebenen die Annäherung an die Äquivalenz zu suchen ist und wie er das tendenziell Unmögliche in die Tat umsetzen soll.

Eine elementare und, neutral gesprochen, besonders vorsichtige Problemlösungsstrategie ist die Wort-für-Wort-Übertragung. Ernst HELLGARDT gibt in seinem Beitrag über Hieronymus einen Einblick in die Konjunktoren, die das *verbum-pro-verbo*-Prinzip in Antike und Mittelalter gehabt hat. Als stümperhaft galt es in Zeiten der blühenden Latinität, in denen man sich stets an das *sensus-pro-sensu*-Prinzip, die sinngemäße Übersetzung hielt. In dem Maß aber, in dem das Latein weniger beherrscht wurde, kehrte man allmählich zum

verbum-pro-verbo-Prinzip zurück. Ebenso suchte man bei der Übertragung lateinischer Texte in die im frühen Mittelalter ursprünglich der Schriftkultur fernstehenden Volkssprachen zunächst die Wort-für-Wort-Entsprechung und schuf die Form der Interlinearversion. Beides war nur halb darauf berechnet, den Text aus der Ausgangs- in die Zielsprache zu übertragen. Zur anderen Hälfte ging es darum, mit Hilfe der Zielsprache den ausgangssprachlichen Text selbst verständlich zu machen. Gleichzeitig entstanden auf diese Weise Vorschläge für dauerhafte terminologische Äquivalenzen. Die Zielsprachen wurden so unter anderem durch Anwendung des *verbum-pro-verbo*-Prinzips ausgebaut.⁸

Großer Wörtlichkeit haben sich auch die tibetischen Übersetzer buddhistischer Schriften befleißigt. Wie in anderen Übersetzungssituationen, in denen das sprachliche Feld für die Einführung neuartigen und von Religion und Staat als verbindlich angesehenen Gedankenguts noch nicht bereitet war, mussten auch im Tibetischen die Übersetzungsäquivalente erst gesichtet, neugeprägt und unter staatlicher Aufsicht kanonisiert werden, bis hin zur Regelung der — beim Synonymenreichtum des Sanskrits allgegenwärtigen — Frage, wann man ausgangssprachliche Synonyme durch ein einziges Äquivalent wiedergeben und wann man differenzieren soll (Beitrag SCHNEIDER). Eine Besonderheit der tibetischen Adaptation der Sanskrittexte lag aber darin (Beitrag BIALEK), dass im Tibet des 8. und 9. Jahrhunderts zunächst eine staatlich gepflegte Amtssprache als Gegenstück für das buddhistische Übersetzungsgut dienen konnte, bevor nach dem Zusammenbruch des Königreichs im 9. Jahrhundert neue Strategien der Übersetzung eingeschlagen wurden, teils ganz auf Kosten der alttibetischen Termini.

Von sehr viel größerem kulturellem Selbstbewusstsein als die tibetische war die chinesische Adaptation des Buddhismus geprägt (Beitrag LEHNERT). Der

⁸ Vgl. hierzu KELLY (2006), BURNETT (2008: 1235f) und ausführlich KOLLER (1998): 214–225. — Der Ausbau von Zielsprachen ist nicht allein auf die *verbum-pro-verbo*-Methode angewiesen. Man kann auch einem originalsprachlichen Ausdruck zwei oder mehr zielsprachliche gegenüberstellen („Doppelungen“). Diese Technik, inspiriert durch die Synonymenfreundlichkeit der Renaissancerhetorik, diente bei DAUKŠA (um 1600) sowohl der genaueren Übersetzungsäquivalenz wie dem Ausbau der litauischen Schriftsprache (HOCK 2012: 32 und *passim*).

Kaiserhof förderte, organisierte und zentralisierte die Übersetzungstätigkeit in großem Stil, diskutierte mit und gab auch das Imprimatur, überließ den Gelehrten aber die inhaltliche und sprachliche Kompetenz. Diese verstanden ihre Aufgabe, ermutigt durch die machtvolle Rückendeckung des Kaiserhofs und die Aussicht auf unbegrenzte Gültigkeit ihres Tuns, nicht nur als sklavisches Übersetzen indischer Originale, sondern als deren Weiterführung, Entfaltung und Vervollständigung. So wurde der indische Buddhismus in China insgesamt produktiv angeeignet. Nicht nur aufgrund der heutigen Handschriftenlage — viele Übersetzungsvorlagen sind verloren —, sondern auch aufgrund des in unterschiedlicher Weise durchgängig produktiven Charakters der chinesischen Übersetzungen sprechen Sinologen heute nicht allein von Quell- und Ziel-, sondern auch von Geno- und Phänotext. Der Genotext ist keine einzeln greifbare und historisch invariable Vorlage, sondern eine anzunehmende abstrakte Größe, die hinter den sich als Übersetzungen ausweisenden, gleichzeitig aber Transformationen darstellenden Phänotexten steht. Der Genotext ist damit eine notgedrungen eher wolkige Zusammenfassung der Transformationen, die sich in der Abfolge von Übersetzungen und Überlieferungen ergeben haben.

Auch das aber ist eine Variante von Äquivalenz. Es ist sozusagen die hermeneutische Variante. Wie ein roter Faden zieht sich durch die von Martin LEHNERT ausgewählten Beispiele das Prinzip der chinesischen Übersetzer, die übersetzten Autoren besser verstanden zu haben als diese sich selbst. Das Neue, das sie hinzutaten, war aus ihrer Sicht die Entfaltung der Entelechie des Alten, insofern dessen Äquivalent.

3.3. Das Zusammenspiel von Wörtlichkeit und exegetischem Kommentar in Übersetzung und Sprachwissenschaft

Es lässt sich also eine Proportion zwischen dem *verbum-pro-verbo*-Prinzip und (a) dem Autoritätsgefälle zwischen Ausgangs- und Zielsprache (s. o. 3.1) und (b) dem Ausbaugrad der Zielsprache (s. o. 3.2) feststellen. In Zielsprachen, die ausgebaut genug sind, den Wörtern, Idiomen und Phrasen der Ausgangssprache Paroli zu bieten, gerät die Wort-für-Wort-Übersetzung tendenziell in

einen schlechten Ruf und wird zu einem polemischen Topos in der Übersetzungskritik (vgl. auch unten Anm. 15).⁹

Das *verbum-pro-verbo*-Prinzip hat aber nie ganz ausgedient. So haben die in der heutigen Linguistik üblichen Interlinearglossierungen¹⁰ ebenso wie ihre mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Vorläufer¹¹ das Ziel, die Funktionsweise der Quellsprache aufzuschlüsseln. Dieses Ziel erreichen sie freilich nur mithilfe weiterer Übersetzungsebenen, darunter der sinngemäßen Übersetzung. *Verbum-pro-verbo* und *sensus-pro-sensu* müssen nicht konkurrieren, sondern können einander ergänzen. Das ist vielfach auch so praktiziert worden. Textübersetzung und exegetischer Kommentar wurden im europäischen Mittelalter etwa von NOTKER dem Deutschen systematisch verknüpft (Beitrag HELLGARDT), im China des 5. Jahrhunderts von KUMĀRAJĪVA (Beitrag LEHNERT).

Wer eine solche Übersetzungsauffassung akzeptiert, nimmt freilich von der Idee eines einheitlichen Übersetzungstexts Abschied. Die Übersetzung wird zu einem „dicken“¹², mehrschichtigen, in ihrer Mehrschichtigkeit dauerhaft

⁹ So will LUTHER in seinem *Sendbrief vom Dolmetschen* „den Eseln und buchstablisten“ nicht folgen, andererseits aber selber, wo nötig, „ehe woellen der deutschen sprache abrechen, denn von dem wort weichen“ (1530: 637 und 640). — Übersetzer haben das schlecht beleumundete *verbum-pro-verbo*-Prinzip vielfach rückblickend als polemisches Etikett gegen ihre Vorläufer gebraucht, ohne dass das sachlich irgendwie zutreffen müsste. Das *verbum-pro-verbo*-Prinzip steht nicht zwangsläufig am Anfang aller Übersetzungsbemühungen. Eine Überprüfung der Geschichte der arabischen Aristoteles-Übersetzungen hat gezeigt, dass, anders als von späteren arabischen Übersetzern behauptet, am Anfang eher freiere Übersetzungen standen und dann im 9. Jh. von Ḥunayn ibn Ishāq und seiner Schule erst einmal striktere, terminologisch fixierende Übersetzungsprinzipien angewendet worden sind (VAGELPOHL 2008: 8).

¹⁰ Vgl. etwa die Leipzig Glossing Rules, <<https://www.eva.mpg.de/lingua/resources/glossing-rules.php>> (Abruf 12. 4. 2015) sowie LEHMANN (2004).

¹¹ Interlinearübersetzungen im Althochdeutschen stehen nach der Einteilung KOLLERS (1998: 217) dort neben drei weiteren, sukzessive freieren Übersetzungstypen. Umfassend zur althochdeutschen und altsächsischen Glossographie BERGMANN / STRICKER (2009). Von Interlinearversionen in Missionarsgrammatiken des 16. und 17. Jh. berichten ZWARTJES et al. (2014: 17–21).

¹² „*Thick Translation*“: „translation that seeks with its annotations and its accompanying glosses to locate the text in a rich cultural and linguistic context“ (APPIAH 2000: 427).